

Herbstkonzert 2007

Stadtcasino Basel, grosser Musiksaal
Sonntag, 25. November 2007, 17.00 Uhr

Solist *Wolfram Lorenzen – Klavier*

Dirigent *Jonathan Brett Harrison*

Mitwirkende *Philharmonischen Orchesters Basel*

Das Programm

Gioachino Rossini
1792-1868

Sinfonia di Bologna

Wolfgang Amadeus Mozart
1756-1791

Klavierkonzert Nr. 24 c-Moll KV 491

Allegro

Larghetto

Allegretto

Pause

Franz Schubert
1797-1828

Sinfonie Nr. 4 c-Moll («tragische») D 417

Adagio molto – Allegro vivace

Andante

Menuetto: Allegro vivace

Allegro

Zu den Werken

Gioacchino Rossini (1792-1868)

Sinfonia di Bologna

In Bologna erlernte der junge Gioacchino Rossini sein Komponistenhandwerk, das ihn später wohlhabend und berühmt machen sollte. Vom Geburtsort Pesaro waren seine Eltern im Jahr 1800 nach Bologna gezogen; vom 14. Altersjahr an besuchte Rossini dort das Konservatorium. Während seiner ersten drei Studienjahre komponierte er nicht nur eine erste opera seria («Demetrio e Polybio»), sondern auch die auf 1809 datierte «Sinfonia di Bologna». Rossini zählte damals 17 Jahre; vier Jahre später feierte er mit «Tancredi» und «L'Italiana in Algeri» seine ersten grossen Erfolge als Opernkomponist.

Die «Sinfonia di Bologna» mutet wie eine Fingerübung Rossinis in einer musikalischen Sparte an, die er mit nonchalanter Freude am Spiel, melodische Ideen und musikalische Versatzstücke zu kombinieren, in den folgenden Jahren perfektionierte: Die «Sinfonia» als – austauschbares, weil inhaltlich neutrales – Vorspiel zur Oper, die mit einer ersten gesetzten Fanfare das vergnügungswillige Publikum im Teatro La Fenice, La Scala oder San Carlo aus dem Foyer und vom Stand des Eisverkäufers weg ins Parkett und in die Logen lockt, um dann in raschem Wechselspiel zwischen zwei Themen in einem lustvoll inszenierten, turbulenten Crescendo zu münden: *Stretta, Schlussakkord, Vorhang auf!*

Wolfgang Amadeus Mozart (1756-1791)

Klavierkonzert Nr. 24 c-Moll KV 491

Klavierkonzerte geben war eine der erfolgreichsten Unternehmungen Mozarts. Allein in den Jahren 1784 bis 1786 komponierte er deren zwölf, die er dem Wiener Publikum fast alle selbst als Solist vorstellte – Grund dafür, dass die Solostimme bei diesen Konzerten nur als Skizze von Mozarts Hand vorliegt und einige Unsicherheiten darüber bestehen, wie der Klavierpart im Einzelnen ausgestaltet war.

Das Klavierkonzert c-Moll KV 491 entstand 1786, im selben Jahr wie die Oper «Le Nozze di Figaro». Es war ein Jahr, in welchem Mozart erkennen musste, dass seine stets weiter entwickelte Kunst in der an traditionelle höfische Belustigungen gewohnten Residenzstadt Wien nicht mehr mit demselben Enthusiasmus angenommen wurde wie in den

Jahren zuvor, als er noch mit dem Bonus des «Wunderkinds» und mit scheinbar schwereloser, jugendfrischer Musik die Stadt erobert hatte. Sein zukünftiges Publikum würde er mehr und mehr beim Bürgertum finden, nicht mehr in höfischen Kreisen; in Prag, nicht in Wien, sollte Mozart in seinen letzten Lebensjahren die grössten Triumphe feiern.

Das Klavierkonzert c-Moll KV 491 widerspiegelt dies mit seiner konsequent durchgehaltenen dunklen Stimmung, die so gar nicht dem entsprach, was sich das Wiener Publikum von einem Mozart'schen Klavierkonzert gewohnt war. Im Vergleich zu seinen früheren Konzerten mutete Mozart dem Publikum schwere Kost zu: Den ersten Satz könnte man auch als Kopfsatz einer Sinfonie mit Klavierbegleitung beschreiben. 99 Takte lässt das Klavier zu Beginn auf sich warten, während das Orchester das düstere Hauptthema in allen Facetten auskostet. Erst im zweiten Satz, Larghetto, übernimmt das Soloinstrument eine tragende Rolle und betört den Hörer mit einem Vortrag von andächtiger, schlichter Schönheit. Der Schlusssatz schliesslich zelebriert Sehnsucht und Trauer in mannigfaltigen Variationen, bevor der lebhafteste, aber immer noch in c-Moll gesetzte Schluss der Hoffnung ihren Raum lässt.

Franz Schubert (1797-1828)

Sinfonie Nr. 4 c-Moll («tragische») D 417

Als Schubert seine vierte Sinfonie schrieb, war er nur ein Jahr älter als Rossini bei der Komposition der «Sinfonia di Bologna»: 18 Jahre. Seine musikalische Ausbildung am Internat der Wiener Hofkapelle war damals bereits beendet. Den allzu kurzen Rest seines Lebens sollte er als freischaffender Komponist verbringen, geplagt von der gegen die Syphilis verschriebenen Quecksilberkur und von stets zu knapper Kasse. Und doch schaffte er es in den wenigen Jahren bis 1828, der Welt eine Vielzahl von Werken zu hinterlassen, aus denen das pure musikalische Genie spricht. Man denkt dabei aber zuallererst an seine Lieder und die Kammermusik, weniger an sinfonische Werke. Nur die zwei letzten seiner Sinfonien haben es ganz auf den Olymp des orchestralen Kanons geschafft, die «Unvollendete» in h-moll und die grosse C-Dur Sinfonie.

Die in c-Moll gesetzte 4. Sinfonie soll Schubert selbst nachträglich die «tragische» getauft haben. Manche nachgeborene Kritiker halten diesen Namen weniger wegen des Ausdrucks der Musik selbst für gerechtfertigt, sondern weil Schubert mit dieser Komposition tragisch mit dem Bestreben gescheitert sei, im Rückgriff auf die Vorbilder Haydn und Beethoven sinfonisch Neues zu entwickeln. Nun ist die Gefahr gross, die

Werke eines Grossen an der Bestform zu messen, in der er seiner Kunst ihren weiteren Weg gewiesen hat. An dieser Aufgabe scheitern kann man auf sehr hohem Niveau.

Im Mittelpunkt der Sinfonie steht ihr lang gezogener zweiter Satz. Er nimmt sich – so will es scheinen – alle Zeit der Welt, um ein liedhaftes erstes Thema auszubreiten und sanft ausklingen zu lassen. Erst dann bricht, nun in f-Moll, das drängende zweite Thema aus, um allerdings bald wieder den sanfteren und gemächlicheren Tönen des ersten Themas Zeit zu lassen. Die Grundidee, den Gegensatz zwischen zwei Zeitgefühlen breit auszukosten, nimmt den langsamen Satz der grossen C-Dur Sinfonie vorweg, freilich ohne dass der Spannungsbogen in derselben Weise aufrecht gehalten würde.

Im Kopfsatz der Sinfonie lassen zunächst Haydn – in der langsamen, dem «Chaos» der Schöpfung nachempfundenen Einleitung – und dann Beethoven grüssen: kurze, ja atemlose Motive jagen sich in Kaskaden, Ausbrüche wechseln mit gefällig lyrischen Momenten. Das Finale, nach dem burlesken Menuett, ist ein gelungenes Gesellenstück in filigraner Arbeit mit Rhythmen und Modulationen, in denen die drängend-düstere Thematik verarbeitet wird. Doch so richtig tragisch wird einem kaum zumute, weshalb man den in C-Dur gewendeten Schluss auch nicht als triumphale Erlösung empfinden kann wie das Vorbild, dem Schlusssatz von Beethovens in denselben Tonarten gesetzter «Fünfter».